

# Reminiszenzen anläßlich des hundertsten Jahrestages des Erscheinens des Buches von Gossen<sup>1</sup>

Von

**Tullio Bagiotti, Milano, Italien**

Hätte ich diese Erinnerungen betitelt: Zum hundertsten Jahrestag der „Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs“<sup>2</sup>, dann hätte sicher der durchschnittliche Leser nicht gewußt, um welches Buch es sich handelt, und die Fachleute hätten darin das Zeichen eines bedauernswerten Versehens meinerseits erblickt. Bereits eine Anspielung auf „Wealth of Nations“, „Tableau Economique“, „Essay on Population“, „Distribution of Wealth“, „Manuale“ oder „Manuel“, „Positive Theorie des Capitales“, „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ genügt für den nationalökonomisch geschulten Leser, um zu wissen, daß damit die Hauptwerke von Smith, Quesnay, Malthus, J. B. Clark, Pareto, Böhm-Bawerk, Schumpeter gemeint sind. Das gleiche ist im Falle H. H. Gossen nicht möglich. Volkstümlich ist dieser Autor in der ökonomischen Literatur nicht schon durch den Namen seines Buches, sondern erst durch seine Gedankengänge und Theoreme selbst. Aber wir können noch nicht einmal sagen, daß Gossen in der Gesamtheit seiner Leistungen für die Wirtschaftstheorie Anerkennung gefunden hat, einfach weil ein großer Teil seiner Beiträge allgemein unbekannt blieb. Der kämpferische Ruf R. Liefmanns „Zurück zu Gossen!“ ist jederzeit aktuell. Dieser Ratschlag bleibt nach wie vor aktuell, obwohl man ihm bereits in der Vergangenheit beträchtliche Aufmerksamkeit schenkte und auch obwohl die erste vollständige Analyse seines Werkes in jüngster Zeit erst in dem Buch von H. Riedle „Hermann Heinrich Gossen“<sup>3</sup> durchgeführt wurde. Dieser

---

<sup>1</sup> Das verspätete Erscheinen dieses Beitrages, den der Verfasser während eines Studienaufenthaltes in Chicago 1955 niedergeschrieben hat, ist auf Übersetzungsschwierigkeiten zurückzuführen. (D. S.)

<sup>2</sup> Hermann Heinrich Gossen: Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln. Braunschweig: Vieweg & Sohn, 1854; 2. Ausgabe (Nachdruck), Berlin: Verlag von R. L. Prager, 1889; 3. Ausgabe (Nachdruck) mit einer Einführung von F. A. v. Hayek, Berlin: Verlag Prager, 1927. Italienische Übersetzung, mit einer Einführung und allgemeinem Index, von T. Bagiotti: Sviluppo delle leggi del commercio umano. Padova: 1950; die italienische Übersetzung ist eine Veröffentlichung des „Istituto di Economia e di Politica Economica e Finanziaria“ der Universität Bocconi (Mailand), das von G. Demaria geleitet wird.

<sup>3</sup> Winterthur: 1953.

junge Autor hat neben der Bezugnahme auf die allgemeine Entwicklung des Grundgedankens und der ökonomischen Analyse des Gefeierten einen sehr großen Teil der vorhandenen kritischen Literatur verwertet. Bücher wie das von Riedle können — vor allem auf Grund der erdrückenden Wucht ihrer bibliographischen Referenzen — den Eindruck hervorrufen, daß dort eigentlich schon alles gesagt sei. Aber wenn jemand nur einmal Punkt für Punkt über den Beitrag Gossens zur Wirtschaftswissenschaft nachgedacht hat, gewinnt er sofort den Eindruck, daß das, was dieser uns zu sagen hat, viel weiterreichend oder sogar ganz andersartig ist. Darum ist es durchaus nicht überflüssig, von neuem über ihn zu schreiben. Da mich die Einladung der „Zeitschrift für Nationalökonomie“ gleichsam zur Feiertagszeit als clericus vagans in den Vereinigten Staaten erreicht, wird mein Beitrag aus Reminiscenzen bestehen. Ich werde dabei Nutzen daraus ziehen, daß ich die Aufmerksamkeit einerseits auf Momente lenke, welche das Buch Riedles vernachlässigt, anderseits — da ich die ausdrücklich dem Autor der „Gesetze des menschlichen Verkehrs“ gewidmeten Beiträge als bekannt voraussetze — auf eine Literatur, welche man in einer orthodoxen Würdigung nicht einmal erwähnen würde.

Beginnen wir mit der „Zeit“. Die Gossensche Zeitauffassung ist in eminenter Weise psychologischer Natur. Sie dient dazu, die Begrenzung des Horizonts in den individuellen Wertungen zu bezeichnen, welche die wirtschaftlichen Entscheidungen und die daraus sich ergebenden Handlungsweisen charakterisieren. Bei Gossen kann nicht einmal der Argwohn eine Unterscheidung zwischen sogenannten kurz- und langfristigem Geschehen wahrnehmen, eine Unterscheidung, welche eine so erhebliche Rolle in den Analysen der vergangenen siebenzig Jahre spielte. Keynes wird eines Tages in Verteidigung seiner Schemata und vor allem der „Liquiditätspräferenz“ schreiben: „Auf die Dauer gesehen, sind wir alle tot.“ Das ist eine Banalität, die etwas Paradoxes für eine Mentalität an sich haben muß, welche, wie die der Wirtschaftswissenschaftler, von der Sophistik der Zeitschemata durchdrungen ist. Denn gerade über die Bedeutung der „Zeit“ im Wirtschaftsprozeß und über deren Analyse hat man mit einem vor Gossen unbekannten Eifer seither diskutiert. Läßt man die heftigen Kausal- und Funktionalkritiken beiseite, so genügt es, an die drei Erklärungsgründe des Zinses bei Böhm-Bawerk zu erinnern und an ihre Kritik, besonders in Amerika von Fetter (time-preference), Davenport (opportunity-cost), J. B. Clark, welcher den Begriff der Permanenz des Kapitals einführt, und Fisher, welcher mit der Unterscheidung von „stock“ und „flow“ operiert. Um eine Klärung zu erreichen, hat man auf den Zeitbegriff des Kapitals von Knight gegriffen und mußte damit in schwersten Gegensatz zu der neuen und neuesten Wiener Schule geraten, welche auch im Exil den Meistern treu blieb<sup>4</sup>. Der bis jetzt unbereinigte Gegensatz liegt in der zeitlichen (psy-

<sup>4</sup> Man ziehe die entsprechende Literatur in den verschiedenen englischen und amerikanischen wirtschaftswissenschaftlichen Zeitschriften heran und beachte dabei besonders die Beiträge von Hayek, Morgenstern und Machlup. Der letztere gibt auch die bibliographischen Hinweise für die Diskussion (Professor Knight and the „Period of Production“. Journal of Political Economy, 43/5).

chologischen) Position des Problems. Auf Seiten der Tradition, der Österreicher, der Keynesianer und anderer ist das Problem zentral angeordnet um die Notwendigkeit von Relationen oder ökonomischen Daten einer *einzig*en Generation, für welche auch die Produktionsmittel und die Perioden der Investition eine spezifische Identität annehmen, da sie die erstrangigen Gegenstände einer „Wiedergeburt“ (sei sie totaler, partieller oder potentieller Art) im Wechsel der Wirtschaft darstellen; deshalb behalten vom Standpunkt des ökonomischen Individualismus aus die traditionellen Zeitschemata ihre volle Bedeutung trotz der zügellosen Kritik, die sie erfahren.

Gossen behandelt nicht die „Dynamik“ im Sinne Schumpeters. Wenn man sein Werk, entsprechend den gültigen logischen Schemata, flüchtig katalogisieren will, wird man vielmehr sagen, daß es allein den „statischen“ Fall untersucht. Zu einer derartigen Schlußfolgerung könnte der Umstand verleiten, daß eine entsprechende Analyse jenes Produktionsprozesses fehlt, dem Schumpeter den Stempel seiner Auffassung von dynamisch verliehen hat, um den Unternehmergewinn zu erklären. Wenn überdies ausdrücklich festgestellt wird, daß die ökonomische Dynamik nicht einfach „Bewegung“ in der Zeit, sondern „Entwicklung“ ist (Schumpeter) und daß außerdem diese „Entwicklung“ einen gewissen Grad an Neuem (*ἐντελέχεια* nach Demaria) enthalten muß, dann wird es noch problematischer, das Buch von Gossen unter diejenigen einzuordnen, welche für die ökonomische Dynamik Rechenschaft ablegen. *Ein* ganzes Kapitel, nämlich das vierte, kann unter dem Titel Dynamik zitiert werden. Es hat die Analyse des Einflusses zum Thema, der von einem Wechsel in den Bedingungen der Befriedigung der Lebensgenüsse auf deren Gesamtheit ausgeübt wird, und zwar im Hinblick auf die Maximierung des Gesamtgenusses. Hier ist der Wechsel ein Wesensmerkmal des Neuen und des Ungewohnten im Genusse. Aber man wird da einwenden, daß die neue Tatsache nicht voraussehbar und daß es eigentlich diese Eigenschaft des Unvoraussehbaren (mit allen entsprechenden Eigenschaften des Risikos und der Unsicherheit) ist, wodurch eine Rechtfertigung des Profits möglich erscheint. Doch Gossen gibt hierfür bereits das Kalkül an und nimmt damit die unvorhersehbare Lust in ihrer Bildung oder Ungewohntheit als bekannt an, ohne dabei irgendwelche Konstanten der Unbestimmtheit, etwa nach Art des Multiplikators  $\lambda$  von Lagrange, einzuführen, wie es zum Beispiel Demaria (*Logica economica*, Teil III, Kap. 2) tut. An anderer Stelle (Kap. XIII) gibt sich unser Autor Rechenschaft von dem Unsicherheitsfaktor, welcher sich aus dem Aufschub der Erträge ergibt. Hier wird er der Unsicherheit gerecht, indem er in seine Formeln zwei Koeffizienten einfügt: einen des wahrscheinlichen (erwarteten) Genusses ( $s$ ) und einen des wahrscheinlichen (angenommenen) Aufwandes ( $v$ ). Aber dies geschieht in einer statistischen und gleichsam aktuariellen Bedeutung. Nur der absolute Mangel an Gefühl für Wirtschaftsprobleme könnte dazu verleiten, sie mit den durch Knight<sup>5</sup> klassisch gewordenen Konzeptionen der Unsicherheit und des Risikos zu verwechseln, welche

<sup>5</sup> F. H. Knight: *Risk, Uncertainty and Profit*. Boston und New York: 1921.

bereits Menger in seinen „Grundsätzen“ hervorhob, indem er den Einfluß des Zeitmoments und des Irrtums im ökonomischen Kalkül betonte.

Als wir unsere Ausführungen über diesen Punkt begannen, sagten wir, daß Gossens Konzeption der Zeit in eminenter Weise psychologischer Natur sei. Dabei dachten wir an sein Gesetz und an seine Theoreme vom Wesen des Genusses. Die allgemeinste Darlegung dieser seiner Theoreme konzentriert sich in einem sie alle verbindenden Faktor: der Zeit. Liefmann erhebt den Einwand, daß in den „Gesetzen des menschlichen Verkehrs“ die Kostenrechnung nicht in Betracht gezogen sei. Zunächst ist dies an sich unrichtig, da sie vollkommen in psychischen Termini analysiert und außerdem auch in realen und monetären Begriffen eingeführt wird. Überdies verkennt Liefmann aber offensichtlich, daß das Problem bereits durch die bloße Tatsache dieses zeitlichen Bandes und des stabilisierenden Gesetzes von der Sättigung determiniert ist. Würde man ferner wirklich die absurde Annahme machen (absurd, weil uns ja die Erfahrung lehrt, daß der Wunsch rascher als die Produktion und die Ansammlung der Mittel zu seiner Befriedigung ist), daß der Überfluß der Güter ein derartiger wäre, daß sie „tomber en non valeur“ wie Quesnay sagen würde, so müßte man doch stets die zeitliche Gebundenheit an das Existierende in Betracht ziehen. Sonach hätte in Begriffen der Psychologie der Mythos vom Überfluß keinen Sinn. Auf ihn bezieht sich Rist in der Einleitung zu einer der letzten Ausgaben seiner erfolgreichen „Histoire des doctrines économiques“, indem er eine Rechtfertigung des ökonomischen Kalküls allein in den bekannten Begriffen des Mangels gibt, hingegen die oberste Motivierung vernachlässigt: die Zeit.

Zum Abschluß dieser Betrachtung des Themas der Zeit müssen wir sagen, daß sich das Buch von Gossen unter die Arbeiten der „statischen“ Ökonomie einreihet. Ja, man kann weitergehend behaupten, daß für Gossen ökonomisch allein die „Statik“ existiert, da seine „Weltanschauung“ die dynamischen Motivierungen, vor allem in dem schon erwähnten Sinne Demarias, ausschließt. Seine „Weltanschauung“ geht dahin, daß es an der „Schöpfung“ nichts zu vervollkommen gibt. Wenn es auf dieser Welt auch noch unendlich viele Geheimnisse zu entdecken gäbe, so sei sie trotzdem *ab aeterno* in sich vollkommen, und einzig unsere Unwissenheit hindere uns an der klaren Erkenntnis.

In der Theorie Gossens sind es diese Koeffizienten der Unwissenheit, welche die Hindernisse einer vollen Realisierung der Theoreme des Genusses darstellen. Pareto wird auch von „Hemmnissen“ (obstacles) für seine Maximen sprechen, während die marxistische Literatur den Begriff „Monopol“ vorziehen wird. Das Schrifttum wird dann in weiterer Folge eine Theorie verschiedener Grade des Monopols bieten. Lerner und Kalecki werden unter den ersten sein, welche für eine solche Theorie die entsprechenden Kriterien der Meßbarkeit suchen werden. Aber es heißt hier vorsichtig, und zwar äußerst vorsichtig sein, wenn man Assoziationen herstellt oder Konfrontierungen vornimmt. Man muß sich vergegenwärtigen, ob dieser „Monopolgrad“ (degree of monopoly) statischer oder dynamischer Natur ist. Das erstere ist bei Gossen und Pareto wie bei den von den Schweden oft theoretisch behandelten hinfällig gewordenen

Erwartungen („frustrations“) der Fall. Hingegen hat das marxistische Schema kein Kriterium der Meßbarkeit geboten, noch kann es eines bieten, da ihm die notwendigen analytischen Hilfsmittel fehlen. Der dynamische Fall ist andersartig. In der Dynamik differenziert tatsächlich der Grad des Monopols die Unternehmertätigkeit wesentlich. Dabei kommen nicht so sehr die kalkulatorischen Schwierigkeiten und die Unübersichtlichkeit des Marktes in Frage als ein Instinkt der Vorwegnahme, ein Sinn für das Neue und die Überwindung gewohnter Schemata. Das ist Schumpeters Fall. Die Befähigung ist absolut empirischer Art. Ein damals noch junger Autor, Demaria, verstand es, die Erklärung auf weniger fraglichen Grundlagen aufzubauen. Er gelangte dazu, indem er die Theorie der entelechianischen Fakten (oder der dynamischen Unbestimmtheit) weiter ausbildete. Sie durchdringt alle seine späteren Schriften, tritt jedoch bereits augenscheinlich in seiner ersten systematischen Arbeit in Erscheinung: *Principi generali di logica economica* (1944)<sup>6</sup>.

Wenn wir uns hier auf die „Weltanschauung“ von Gossen konzentrieren, dann müssen wir feststellen, daß sein Einsatz der Mathematik und insbesondere seine Reduzierung der Wirtschaftswissenschaft auf den Gehalt und die Methoden der Naturwissenschaft außer der neuen Entelechia Demarias schlecht verstandene theologische Prinzipien zum Gegner hatte. Die Einwände waren, was die mathematische Behandlung von Seelenvorgängen angeht, nicht neu. Spinozas Morallehre, welche in Begriffen *more geometrico* arbeitet, hatte eine weitaus schwerere Voreingenommenheit der Theologen des freien Willens geweckt. Aber bei Gossen war es mehr die „Degradierung“ einer Moralwissenschaft zur Naturwissenschaft, welche Bedenken hervorrief und welche noch heute von den Theologen des freien Willens heftig bekämpft wird. Diese heute noch fortdauernde Voreingenommenheit ist aber durchaus nicht allein theologischer Art. Es existiert in der Tat eine verbreitete Richtung, die den Indeterminismus in den Sozialwissenschaften vertritt, im Gegensatz zum gesetzlichen Charakter der Naturwissenschaften. Die Wirtschaftswissenschaft hat nun einen weiten Grad der freien Wahlmöglichkeit anerkannt und endgültig diese Voreingenommenheit überwunden. Indessen figuriert die Wirtschaftswissenschaft weiterhin in traditioneller Weise unter den Moralwissenschaften.

Hier findet man sich schließlich unversehens im Meer der Problematik der begrifflichen Abgrenzung der Wirtschaftstheorie. Gossen ist zwar dem Problem nicht mit dem nötigen kritischen Apparat gegenübergetreten, hat aber versucht, alle Beschränkungen, wie sie mit der Definition der traditionellen Politischen Ökonomie verbunden waren, zu überwinden, indem er den Titel „*Genußlehre*“ vorschlug. Diese Bezeichnung überwinde die Begrenzungen der sogenannten Robinson- oder troglodytischen Ökonomie, welche sich speziell am Begriff des Bedürfnisses orien-

<sup>6</sup> Im Hinblick auf eine spätere definitive Ausarbeitung ist dieser Autor zur Zeit damit befaßt, seine Konzeption zu präzisieren in: *Materiali per una logica del movimento economico*. Milano: 1953 (und f.).

tiert. Der Begriff „Genuß“ würde gleichzeitig den Begriff des Bedürfnisses und den des Genusses im strengeren Sinne umfassen. Das ist eine äußerst wichtige Unterscheidung für die Zwecke der speziellen Analyse dessen, was sich mit dem Gegenstand Wirtschaft verträgt; darauf bauen sowohl die Statistiker (Engel-Schwabesches-Gesetz) wie die Theoretiker (Wirkung der Substitution, des Ertrages usw.) ihre Konstruktionen auf. Das umfassende Konzept Gossens ermöglicht denn auch allein eine zufriedenstellende Analyse. Danach überwindet er den *deus ex machina* des Egoismus so weit, daß er eine um so eindeutigere Beziehung zwischen ihm und dem Altruismus setzt und hiemit alle möglichen Beweggründe des wirtschaftlichen Handelns erfaßt. So wird es auch wenig Sinn haben, gegenüber der Psychologie von Gossen die Einwände vorzubringen, welche die amerikanische Kritik gegen Menger erhob: daß der Begriff des Bedürfnisses zu armselig sei, um das Motiv des wirtschaftlichen Handelns zu sein. Vielmehr sei wahr, daß die großen Wirtschaftsführer völlig anderen Antriebskräften der menschlichen Natur gehorchen, nämlich der Freude am Handeln an sich, die eine ästhetische Befriedigung aus der Verwirklichung der eigenen wirtschaftlichen Pläne darstelle. In der „Genußlehre“ ist dieser Einwand nicht nur seit einem Jahrhundert überwunden, sondern es sind auch die altruistischen Entwicklungsformen vom Typ des Mäzenatentums, welches große wirtschaftliche Reichtümer geschaffen hat, befriedigend erklärt. Das besondere Verdienst Gossens besteht nun allerdings nicht darin, daß er unter diesem weiten Begriff alles erfaßte, was nur eine Beziehung zwischen Mittel und Zweck voraussetzt. Seine Bedeutung liegt vielmehr darin, daß er die allgemeinste und denkbar umfassendste Analyse vorweggenommen hat, in welcher er den Egoismus wie den Altruismus (nach ethischer Norm: das *Böse* und das *Gute*) miteinschloß und derart jenseits der Ethik ein Werkzeug der Analyse und nichts anderes schuf.

Die Kritik hat von dem *Deismus* Gossens gesprochen; mit ihm verband sie seine positivistische Konstruktion. Ich glaube, daß man sich hiemit im Irrtum befindet. Es gibt keinen Zweifel, daß eine Beziehung zwischen einer speziellen Theorie und der „Weltanschauung“ ihres Autors bestehen kann. Oben wurde bereits ausgeführt, daß die „Weltanschauung“ Gossens eine dynamische Erklärung im modernsten Sinne ausschließt. Aber Gossen gelangte zu seinem Deismus auf dem Wege der Mathematik und nicht umgekehrt. So kann sein Deismus die Gültigkeit verlieren, wie er diese auch tatsächlich verloren hat, während die Konturen und Prinzipien seiner Theorie sich behaupten. Das ist eine Feststellung, welche im Hinblick auf den „axiomatic approach“ der amerikanischen Nationalökonomien besonders aktuell ist. Schließlich stellen diese heute unzweifelhaft die Avantgarde unter den Erforschern der Problematik der ökonomischen Analyse dar (und nicht nur der ökonomischen!). Zur Avantgarde wurden sie vor allem im Ergebnis jener peinlichen Wechsellagen der vergangenen Jahre, welche das „Greshamsche Gesetz“ in der europäischen Wissenschaft herrschen sahen — durchaus zum Vorteil der Wissenschaft der Vereinigten Staaten.

Kritisierte man den „*Utilitarismus*“ Gossens, so wollte man ihn in die Reihe der Bentham'schen ethischen Utilitaristen einreihen. Derart wäre die „Entwicklung der Gesetze“ in ihrem Wesen deontologisch mit allen entsprechenden Widersprüchen. Halten wir das Allgemeine fest: sein „Genuß“ wäre ein Kriterium des Urteils in dem gleichen Sinne, wie für die Epikuräer die Wollust das höchste Gut ist. Das könnte nur geschehen mit dem Paradox einer *Norm a posteriori*, welche von Kant in der „Kritik der praktischen Vernunft“<sup>7</sup> kritisiert wurde, d. h. auf Grund eines ethischen Utilitarismus wie bereits im Werke von Say. Auch hier liegt die Ungereimtheit des *Prinzips oder der Norm a posteriori* zugrunde, was bereits A. Manzoni in seinen Randbemerkungen zum „Cours“ hervorhob, als er die „*Morale Cattolica*“ verfaßte. Aber auf all das habe ich die Antwort schon vorweggenommen.

Eine Bemerkung ist noch angebracht, um einer geläufigen Überzeugung entgegenzutreten, die auch neuerdings in der „History of Economic Analysis“ von Schumpeter vorgetragen wird. Danach haben Jevons, Menger, Walras und ebenso Gossen, wenn sie auch die Wichtigkeit des Angelpunktes des Tauschwertes erkannt haben, es dennoch ihren Lesern nicht genügend klar gemacht oder waren sich selbst dessen nicht genügend bewußt, daß der Tauschwert nichts anderes als eine spezielle Form eines universellen Änderungskoeffizienten repräsentiert, auf dessen Ableitung die ganze Logik der ökonomischen Phänomene beruht.

Das ist bezüglich der anderen Autoren wahr. Der Verfasser dieses Artikels hat bei Menger hierauf aufmerksam gemacht und schrieb dies einem gewissen Traditionalismus der Terminologie des Autors zu, wie er übrigens auch und besonders bei Böhm-Bawerk zu finden ist und der schließlich sogar im Analytischen Verwicklungen nach sich zieht<sup>8</sup>. Aber keineswegs trifft das oben Gesagte auf Gossen zu, der alles mit dem einen Schlüssel der „*einzigsten*“ Wertart erschließt. Für Gossen ist der Tausch das *Instrument* der Nivellierung der Grenzgenüsse (Grenznutzen). Dieser Ansicht hat er tiefsten Ausdruck verliehen in dem sehr berühmten zweiten Theorem des Genusses, welches irrigerweise unter dem Namen „zweites Gossensches Gesetz“ bekannt ist. Man muß die Hoffnung schon bald verlieren, daß es allgemein mit seinem originalen, korrekten und eigenen Titel genannt wird, zumal eine ganze Literatur *ad hoc*<sup>9</sup> nutzlos blieb. Der berühmte mathematische Nationalökonom U. Ricci<sup>10</sup> hat festgestellt, daß das Kapitel VII der „Entwicklung der Gesetze“ eine Darstellung zum Thema der Nützlichkeit des Tausches bringt, welche als einer der solidesten Gewinne der theoretischen Nationalökonomie zu betrachten sei. Und doch ist es tatsächlich nichts anderes als eine Wiederholung des zweiten Satzes der Genußlehre: „Damit durch den Tausch ein Größtes vom Werth entstehe, muß sich nach demselben jeder einzelne

<sup>7</sup> Buch 2, Kap. 2.

<sup>8</sup> Sulle relazioni tra l'opera del Gossen e quella del Menger. Dissertazione dottorale, Università Bocconi, Milano.

<sup>9</sup> Man beachte J. Neubauer: Die Gossenschen Gesetze. Zeitschrift für Nationalökonomie, II, 1931, S. 733 bis 753.

<sup>10</sup> Il capitale. Roma: 1910, S. 213.

Gegenstand unter alle Menschen so vertheilt finden, daß das letzte Atom, welches jedem von einem jeden Gegenstande zufällt, bei ihm den gleich großen Genuß schafft wie das letzte Atom desselben Gegenstandes bei einem andern“ (S. 85).

Und es geschieht gewiß mit Bezug auf die zwingende Konsequenz, alle Wirtschaftserscheinungen: Tausch, Erzeugung, Verbrauch, Arbeit usw. dem universalen Gesetz des Wertes unterzuordnen, daß Jevons<sup>11</sup>, in gewissen Ausführungen (z. B. zum Thema der Produktion) wie Menger Traditionalist, eingestehen mußte: „Soweit ich zu urteilen vermag, ist seine (Gossens) Art, die Fundamentaltheorie zu behandeln, bis jetzt die allgemeinste und umfassender als jene, zu der ich in meinem Entwurf fähig war.“ Eine andere Meinung besaß Jevons hingegen von der Weise, in welcher Gossen seine Prinzipien mathematisch formulierte, weil dieser aus Gründen der Einfachheit eine Linearität der Funktionen annahm. Wie er es sah, schien dieser damit nicht den Gleichungen, wie er sie in seinem Buch formuliert hatte, zu entsprechen. Und so steht es tatsächlich, vor allem im formalen Bereich. Es ist angebracht, daran zu erinnern, daß Jevons sich von der Zweideutigkeit zwischen Gebrauchswert und Tauschwert freimacht, indem er den Begriff des Wertes selbst ablehnt. Er schlägt daher vor:

Volkstümlicher Ausdruck	Wissenschaftlicher Ausdruck	Dimensionen
1. Gebrauchswert	Gesamtnutzen	MV
2. Wertung oder Intensität des Wunsches, mehr von einem Produkt zu besitzen	Endgrad des Nutzens	U
3. Kaufkraft (Tauschwert)	Tauschverhältnis	M <sup>0</sup>

Wenn wir uns heute mit dem Studium des Tausches befassen, dann folgen wir der Methode von Jevons, wenn wir auch allein durch die analytischen Begriffe von Walras den Sinn des ganzen Systems erfassen, und zwar den logischen Sinn und nicht den faktischen, wie Walras glaubte, welcher in übertriebener Empfindlichkeit seine Verdienste gegenüber Jevons und Gossen klarzustellen suchte. Der letztere hatte ihm übrigens eine äußerst bezeichnende Lektion über die wahre logische Bedeutung der Tauschgleichung vorweggenommen (S. 90–91 der „Entwicklung der Gesetze“).

Hier müßte man nun diskutieren, ob das „passe-partout“, womit Gossen allen Problemen gegenübertritt (das *zweite Genußtheorem*) dogmengeschichtlich ebenso anregend gewirkt hat wie die analytischen Instrumente, welche Jevons und Walras und die mathematischen Nationalökonomien im allgemeinen bereitstellten. Diese Überlegung ist berechtigt, wenn man sich vor allem das schwere Hemmnis vergegenwärtigt,

<sup>11</sup> The Theory of Political Economy. 2. Aufl., London: 1879, Vorwort.



das die anerkannte Unmeßbarkeit des Grenznutzens darstellt<sup>12</sup>. Ich glaube, die Frage negativ beantworten zu müssen. Aber wenn Schumpeter umgekehrt behauptet, daß allein in den „Foundations of Economic Analysis“ (1947) von P. A. Samuelson die allgemeine Anwendbarkeit des Instruments der Marginalanalyse auf ökonomische Probleme voll zum Bewußtsein gekommen sei, dann kann das Buch von Gossen dazu dienen, das Gegenteil zu bezeugen. Das lassen übrigens auch die vorangegangenen Ausführungen erkennen. Man kann jedoch nicht das gleiche hinsichtlich einer effektiven Einwirkung der „Entwicklung der Gesetze“ auf die Bildung der ersten und zweiten Generation der Grenznutzenvertreter behaupten. Die höchst bedeutsame Stelle, welche in der vorhergehenden Anmerkung wiedergegeben wurde, eignet sich als Zeugnis hierfür. Sie ist ein Beleg für die Vernachlässigung des Textes oder wenigstens für die Tatsache, daß die Wissenschaftler, welche sich um der Information willen mit der Lektüre abgaben, äußerst wenig Sorgfalt aufwendeten. Man beachte: eine Literatur, die von der Annahme ausgeht, daß *deus omnia fecit numero pondere et mensura*, wie noch Boccardo in der Einleitung zum II. Band der „Biblioteca dell' economista“<sup>13</sup> wortwörtlich ausführte, und die eine mathematische Einheit „Wert“ als ausdrückliche Synthese der verschiedenen Kräfte annimmt, welche zur Determinierung des wirtschaftlichen Universums zusammenwirken, diese Literatur müßte in einem Mindestprogramm sich vergewissern, ob jene Einheit wirklich die elementaren mathematischen Eigenschaften besitzt.

<sup>12</sup> In der Geschichte der Wirtschaftsdoktrinen herrscht die allgemein angenommene Lehre, daß die ersten Marginalisten die Meßbarkeit des Nutzens als eine allgemein anerkannte Sache betrachtet hätten und daß in diesem Glauben auch eine mathematische Formulierung *ad hoc* vorgenommen wurde. Daran zweifelten weder Jevons noch Walras noch viele andere, welche ihren Spuren folgten. Sobald sich der Zweifel regt, spricht man von Nichtmeßbarkeit, aber von Vergleichbarkeit, von Ordinalzahlen und nicht von Kardinalzahlen, bis schließlich Pareto dieses kritische Problem mit den bekannten Indifferenzkurven löst. Und doch findet sich der Zweifel bereits bei Gossen ausdrücklich ausgesprochen: „So leicht nun hier die theoretische Lösung der Aufgabe gefunden wurde, so schwer scheint die praktische. Schon bei der Entwicklung der Lehrsätze, wie das Genießen einzurichten ist, um ein Größtes von Lebensgenuß zu erlangen, wurde ein genaues Befolgen dieser Sätze einstweilen darum unausführbar gefunden, weil dieses ein genaues Messen der Genüsse und der Beschwerde bei ihrer Bereitung durch Arbeit als gelungen voraussetzte. Hier (beim Tausch) nun bekommt diese Schwierigkeit nicht bloß einen neuen und an und für sich noch weit schwierigeren Zusatz, es kommen außerdem noch neue Schwierigkeiten hinzu. Denn zur Ausführung der Lehrsätze über das Genießen war jenes Messen doch nur von einem jeden bei sich selbst vorzunehmen, und es ist daran, wenn auch kein genaues Messen, doch ein annäherndes Schätzen möglich, auf dessen Grunde denn um so genauere Resultate erzielt werden, je näher die Schätzung der Wahrheit kommt; zur Ausführung des eben gefundenen Satzes dagegen muß jeder Mensch dieses Messen nicht bloß bei sich, sondern auch bei jedem andern Menschen zustande bringen...“ („Entwicklung der Gesetze“, S. 90–91.)

<sup>13</sup> Dell' applicazione dei metodi quantitativi alle scienze economiche, statistiche e sociali. Saggio di logica economica. Torino: 1878.

Aber Konformismus wollte, daß man das als gegeben annahm, und die Trägheit verlangte noch mehr: daß man einer nur hypothetischen Annahme Tatsachengehalt zubillige, d. h. daß bei Gossen das „wir nehmen an“ die Theoreme und die Wertformeln leite.

Aber man wird fragen, was es mit den Studien sei, die dem Autor gewidmet wurden, und insbesondere mit denen von Walras, welcher ihn direkt übersetzt hat? Hatte nicht Walras möglicherweise das Bewußtsein des Hindernisses, auf welches Gossen anspielte, und überwand es, indem er eine Verkehrung der Front, nämlich vom „Subjektiven“ ins „Objektive“ vornahm? Oder stellte vielleicht die von Gossen bevorzugte „praktische Methode“ einen logisch unzulässigen Sprung für die Autorität der Theorie dar? Oder lag das alles schließlich zu weit ab von Walras' Wunsch, in seinem anspruchsvollen Formelschema für die „psychischen“ Gesetze des wirtschaftlichen Gleichgewichtes analoge Gleichungen zu finden, wie sie Newton für die Harmonie der Himmelsräume aufgestellt hatte, so wie er dies ein Jahr vor seinem Tode in „Economie et Mécanique“ zum Ausdruck zu bringen suchte? Walras war viel zu sehr durch die Annahme bestimmt, daß „l'économie politique est, comme l'astronomie, comme la mécanique, une science à la fois expérimentale et rationnelle“, um sich Rechenschaft von Gossens Maxime in der Thematik der Meßbarkeit des Genusses (Wertes) zu geben. Was ist endlich von den vorzüglichen, dem Autor gewidmeten Monographien zu sagen, zur Zeit, als das Problem der Meßbarkeit des Wertes schon gestellt war? Fanden sie etwa die Antwort, daß das ökonomische Kalkül, soweit das rein *formale* Kriterium in Frage kam — Boccardo gebraucht diesen Ausdruck in der Kritik der Haltung von Whewell —, sich nicht um die Natur des zu *Definierenden* bekümmert und daher die Analyse Gossens völlig in Ordnung war? Oder versuchten sie das Problem ernsthaft anzugehen, um zu sehen, wie unser Autor es *objektiv* löste? Keinen der beiden Wege schlug man ein. Allgemein gesehen war der Autor „Mittel zum Zweck“, nämlich der eigenen Forschungen. Daran hat auch Riedle in seiner erwähnten Arbeit richtigerweise erinnert. Im übrigen ist ihm der *problematische Gehalt der Wertmessung* in dem Sinne, wie ich ihn in den folgenden Zeilen darlegen werde, völlig entgangen.

Wenn auch ein formal-logischer Aspekt für die Wertrelationen besteht, so ist doch in letzter Instanz für das Urteil der *objektive Aspekt* entscheidend. Dieser Tatsache war sich Gossen sehr bewußt. Das zeigt sich, wenn er auf Grund der Hypothese der Linearität die Methode der Messung des Genusses darlegte und dabei deren mangelnde Zuverlässigkeit hervorhob, weil einzig die Kurvenlinie imstande ist, den weitgehenden Wahrscheinlichkeitscharakter der Gesetze des Genusses darzustellen. Aber das fällt noch in den Bereich des Formalen. Objektiv blieb das Problem der wirklichen Wertmessung bestehen. In dieser Hinsicht hat es Gossen unterlassen, eine entsprechende Analyse zu liefern, aber er hat jene objektive Annäherung an das Problem vorweggenommen und legitimiert, durch die allein eine so stolze Konstruktion wie die des Grenznutzens in den kommenden Jahren noch Ansehen besitzen wird. Ich spiele damit auf das Problem der Objektivierung des Wertes an, welchem das

Kapitel XV der „Entwicklung der Gesetze“ gewidmet ist. Es enthält die Elemente für jene Kurven der Indifferenz, die zusammen mit der Verallgemeinerung des Prinzips der gegenseitigen Abhängigkeit den dauernden Ruhm Paretos als Wirtschaftswissenschaftler begründet. Wahrscheinlich gibt es keinen Leser, der sich nicht über diese Behauptung wundern würde, wenn er die Edgeworthsche Ableitung kennt. Um so mehr, da doch Pareto Deutsch nicht verstand! Zugegeben. Aber hier sollen ja nicht einfach jene gesucht werden, welche unmittelbare Beiträge leisteten, sondern auch Gewicht darauf gelegt werden, wann und wo sich die ökonomische Analyse entsprechend den Gedanken des Autors entwickelt hat. Das ist von fundamentaler Wichtigkeit, weil man zur „Objektivierung“ des Gossenschen Wertes nur auf dem Wege schwerer geistiger Opfer ohnegleichen gelangte, worunter niemand so sehr wie der Autor der „Genußlehre“ zu leiden hatte.

Wenn das Prinzip der Objektivierung des Wertes *an sich* unantastbar und notwendig und das Dauernde daran die Motivierung ist (man beachte dabei, daß es sich um den Grenzwert handelt, sonst hätte die Objektivierung keinen Sinn)<sup>14</sup>, so kann man von seiner Formulierung anderseits nicht das gleiche sagen. Wie auch immer, ist sie doch geistvoll und verdient Aufmerksamkeit, obgleich die Voreingenommenheit der Praxis sie als simpel erweist. In dieser Formulierung ist auch die Annahme der Geldeinheit als Wertmaß mitsamt den theoretischen Komplikationen enthalten, welche sich später aus Marshalls Annahme des konstanten Grenznutzens des Geldes ergeben haben. Folglich sind wir wieder am Anfang, wird man sagen. Gewiß und in hohem Maße, wenn man vor allem Gossens Gleichgültigkeit gegenüber den Beziehungen der gegenseitigen Abhängigkeit der Güter ankreidet, die weitgehend die Objektivierung des Wertes gestalten. Aber ich wiederhole, daß die Idee und das Problem schon bei ihm vorhanden sind. Und das ist wahrhaftig nicht wenig. Man braucht nur daran zu denken, daß fast neunzig Jahre vergangen sind, ehe erstmals ein Wirtschaftswissenschaftler „Un nuovo metodo ‚obiettivo‘ per lo studio della dipendenza dei beni“ unserer Aufmerksamkeit empfahl. Ich weise damit auf die Studie Demarias hin, die im „Giornale degli Economisti“<sup>15</sup> erschien. Sie verdient darum besondere Beachtung, weil sie jenseits aller Versuche steht, welche man unter den fragwürdigen Bedingungen einer Konstanz des Grenznutzens des Geldes unternahm, und weil sie auch die Faktoren des Ertrages gebührend in Betracht zieht.

Zum generellen Thema der Messung des Wertes stellen die „New Methods of Measuring Marginal Utility“ (1932) von R. Frisch einen bedeutungsvollen Beitrag dar. In dieser Arbeit erkennt man auch die von I. Fisher ausgehenden Anregungen. Schließlich muß man hier erinnern an die Entwicklung der Ökonometrie im allgemeinen und in der Weise

<sup>14</sup> Das bedeutet, daß, wenn die Bestimmungsgewohnheit den Generalnenner der Werte darstellt, sich mit der statistischen Beobachtung des Verbrauches der Einkommen eine Objektivierung der Messung des Genusses (Wertes) ergibt.

<sup>15</sup> Diese Arbeit ist im Neudruck erschienen in den „Acta Seminarii“ der Universität Bocconi (Milano: 1942) und in den „Principi generali di logica economica“ (2. Aufl., Milano: 1948) benutzt.

im besonderen, wie sie von der Econometric Society inspiriert wurde. Ihr Ziel ist zweifellos, zu einer Objektivierung der wirtschaftlichen Beziehungen zu gelangen, wenn auch zeitweise ihre Resultate viel unrealer sind als jene, welche man auf dem Wege der gutgemeinten Vereinfachungen vergangener Zeiten erhalten kann.

Die Objektivierung des Wertes ist von entscheidender Wichtigkeit in der Marginalanalyse. Mit ihr befaßt sich in Wirklichkeit die Wirtschaft *in concreto* allein. Man wird einwenden können, daß ein Verfahren allgemeiner Art kein wahres und unmittelbares Bild der Wohlfahrt vermittelt, die man maximieren will. Das ist sehr wahr. Aber das ökonomische Problem ist ein solches des Verhältnisses zwischen der Sphäre der Bedürfnisse (Genüsse) und der der Güter, während sein absoluter Sinn uns unbekannt bleibt. Die Güter sind auch die einzigen Quantitäten, welche äußerlich dem Kalkül zugänglich sind, während schon ihre relative Stellung (Preis) unzweifelhaft auch die subjektive Wertung der Individuen spiegelt. Völlig richtig hat hingegen über eine Möglichkeit der absoluten Bewertung des Glückes Pareto gesagt: „Wie soll man entscheiden, ob der prähistorische Mensch mehr oder weniger glücklich als der moderne Mensch war? Oder treiben wir die Gegenüberstellung zum Paradox: kann man jemals entscheiden, ob die Ameise mehr oder weniger glücklich als der Mensch, der Löwe mehr oder weniger glücklich als die Gazelle ist?“ Im übrigen finden wir hier in der Geschichte der Doktrinen jenseits dieser paradoxen Beispiele eine recht beachtenswerte Stellungnahme in dem Buche von J. J. Louis Graslin „Essai analytique sur la richesse et sur l'impôt“ (1767).

Seine These lautet in extremer Schematisierung, daß Reichtum in den Händen des Menschen Wert darstellt, daß der Wert sich aus dem Bedürfnis und der Seltenheit des Gegenstandes ergibt, je nach deren Verhältnis; daß, wenn Reichtum nichts anderes als Wert ist, die Masse des Reichtums unveränderlich ist; daß das Hinzukommen neuer Werte (Reichtümer) zur Gesamtmasse eine Reduzierung der vorher bestehenden Werte (Reichtümer) in sich schließt; daß jeder dieser vorher bestehenden Reichtümer in Proportion zu seinem anfänglichen Wert abnimmt; daß alle Werte, welche in dem gleichen Verhältnis verlieren, unter sich dieselbe Beziehung bewahren. In der wechselnden Welle von Krise und Wohlstand und selbst im *trend* der Bevölkerung bleibe der Wert also eine Konstante, welcher sich unaufhörlich die Veränderungen der Bedürfnisse und der Seltenheit anpaßten. Der Inhalt dieser Thesen scheint ebensosehr eine Beleidigung des Menschenverstandes wie der Wohlfahrtsökonomie darzustellen, welche so weitgehend von dem psychologischen Moment „des größtmöglichen Glücks“ beherrscht wird. Aber die Häresie dieses Gegners der Physiokraten ist weniger naiv als man glaubt. Bei Veränderungen auf lange Sicht kann man kaum Einwände gegen ihn erheben. Gibt man den Kosmopolitismus der Gewohnheit und die Nivellierung des Lebensstandards zu, dann hat, psychologisch gesehen, allein eine drastische Störung des Gleichgewichts zwischen der Sphäre der Bedürfnisse und der der Güter Bedeutung. Das sei im allgemeinen festgestellt. Im einzelnen hat die Argumentation auch für die Gewöhnung an gewisse Standards

ihren Wert. Denn deren Wertgehalt kann allein durch das „Prinzip oder Kriterium des Verlustes“ unter Beweis gestellt werden. Die österreichische Schule hat dieses Prinzip zu Ehren gebracht, in voller Konsequenz des von ihr vertretenen Subjektivismus.

Wenn wir nun zu der *Kritik* der objektiven Analyse der Lehre vom Glück zurückkehren, dürfen wir zwei Beiträge nicht vergessen. Der eine ist positiv, der andere kritisch dazu eingestellt. Sie sind vor allem bemerkenswert, weil der Autor — der im übrigen zunächst auch in Italien völlig unbekannt blieb, wo man sich damals doch gerne der herrschenden Mode in der Wirtschaftswissenschaft anpaßte — der Vater des „Prinzips der Substitution“ ist. Ich meine damit E. Slutsky. Er hat eine verspätete Würdigung erfahren, die aber um so größer war, als einmal H. Schultz die Anglo-Amerikaner mit ihm bekannt gemacht hat und zum andern Hicks und Allen in verdichteter Darstellung den dort gebotenen positiven Beitrag so schön dargestellt haben. Sein Artikel erschien im „Giornale degli Economisti“ (1915) unter dem Titel „Sulla teoria del bilancio del consumatore“. Damals wurde er einfach ignoriert, und aus den oben angeführten Ursachen hat es keinen Sinn zu behaupten, daß die kriegesischen Ereignisse die ökonomisch interessierten Leser davon abgelenkt hätten, sich ernsthaft mit ihm zu beschäftigen. Der kritische Beitrag ist in „Schmollers Jahrbuch“ (1927) erschienen. Und ich glaube, er ist ebenfalls Slutskys Verehrern dauernd unbekannt geblieben, obwohl sie darin sehr bemerkenswerte Überlegungen hätten finden müssen, auch um den erwähnten positiven Teil zu verstehen. Der Titel lautet „Zur Kritik des Böhm-Bawerkschen Wertbegriffes und seiner Lehre von der Meßbarkeit des Wertes“.

Kann, wenn man nach der Erfahrung einer „Welfare Economics“ mit ihren reichen Widersprüchen urteilt, Gossen wirklich in eine derartige Strömung eingereiht werden? Seine „Genußlehre“ ist wohl synonym mit jener „Volkswohlstandslehre“, wie sie im Bereich der deutschen Sprache durch die Beiträge von A. Amonn popularisiert wurde, und mit „Welfare Economics“ neuester und etwas älterer englischer und amerikanischer Tradition. Andere haben gesagt, daß es echter „behaviorism“ in dem bereits untergegangenen philosophischen Sinne des Begriffes ist. Räumen wir das für einen Augenblick ein, so müssen wir doch sofort darauf bestehen, daß dies in der neutralen Bedeutung der Analyse und nicht in einem normativen oder finalistischen Sinne verstanden werde. Wenn man dann den Einwand macht, daß Gossen mit seiner Annahme, der Mensch solle das Maximum des eigenen Lebensgenusses erstreben, hyperfinalistisch sei, so muß man darauf antworten, daß gerade das Kriterium des Maximums und der ganze analytische Apparat, welcher es stützt, von einer unbezweifelbaren Neutralität ist. Das ist allerdings etwas, was man weder für die traditionelle Wohlfahrtsökonomie noch für einen großen Teil ihrer modernen Fassung verallgemeinern darf; deren unechter Charakter ist in speziellen Veröffentlichungen schon oft genug diskutiert worden.

Das Kriterium der Objektivierung des Wertes darf jedoch nicht zu sehr betont werden, wenn man sich nicht die Wege zu einer vollständigeren Möglichkeit der Analyse verschließen will. Man wird hier auch

sagen können, daß das Verfahren der „kardinalen“ Messung des Nutzens bereits in Mißkredit geraten ist. Dies zumal durch den Umstand, daß Versuche wie die von Cuhel („Zur Lehre von den Bedürfnissen“, 1907) die Kritik Böhm-Bawerks selbst erfuhren, welcher seinerseits maßvoll, aber allen lexikalischen Virtuositäten abgeneigt war. Man wird weiterhin sagen können, daß die „psychologischen“ Nationalökonomien nicht die Psychologie studiert haben, auf welcher sie immer ihre wirtschaftlichen Erklärungen zu begründen beanspruchen. Diese zweite Bemerkung ist in besonderem Maße wahr. Nicht nur sie ist wahr, sondern es ist auch wahr, daß die Wirtschaftswissenschaftler nicht verstehen, sich der Errungenschaften der Experimentalpsychologie zu bedienen. So gewaltige Fortschritte diese von den Tagen Gossens bis zu unserer Zeit gemacht hat, arbeiten wir noch immer mit den damals ausgebildeten anfänglichen Einsichten. Höchstens, daß man beginnt, zwischen dem „Menschen des Descartes“ und dem „Menschen des Pavlov“ zu unterscheiden. (J. Marchal tut dies in seinem „Essai de révision de la théorie des prix à la lumière des progrès de la psychologie moderne“<sup>16</sup>.) Das ist indessen eine Unterscheidung, die, wie jeder versteht, kaum wissenschaftlicher ist als jene zwischen Weisen und Narren. Soweit es immer möglich ist, können die Nationalökonomien für Zwecke der Teiluntersuchungen sich einer Psychologie vom Typ des Aristoteles bedienen, wie sie Philipp Lersch in seinem vorzüglichen Buche „Aufbau des Charakters“ darbietet. Nun nichts weiter hierüber: mehr ist auch nicht nötig. Gossens Gesetz über die Abnahme des Genusses ist, an sich betrachtet, eine Trivialität wie das Gesetz der Schwerkraft (bemerkt Schumpeter); aber die Dienste, welche es zur Erklärung wirtschaftlicher Vorgänge geleistet hat, sind unschätzbar. In dieser Hinsicht sind sich die Wirtschaftswissenschaftler instinktiv einig. Und mit vollem Recht finden in einigen überzeugenden Argumenten ihrer Disziplin die Begriffe des Maximums und des Minimums als Stabilisatoren des Systems ihren Reflex.

Welches sind die Möglichkeiten einer Analyse, der die Objektivierung des Wertes nicht dient; welche Art von wirtschaftlichen Entscheidungen können ihren Formulierungen entnommen werden, ohne im Zeichen des Widerspruchs zu arbeiten? Wenn wir mit den Begriffen der österreichischen Schule des „scire per causas“ antworten würden oder mit dem „genetischen“ Kriterium, dann müßten wir die Objektivierung ablehnen. Hier mag es aber genügen, daran zu erinnern, daß jede Unbestimmtheit a priori (der Verfasser verweist da nochmals auf die scharfsinnige Analyse Demarias) und das Prinzip der Vielbezogenheit der Nachfrage- und Angebotskurven, welches sich in erster Linie daraus ableitet, dieser unmittelbaren Auseinandersetzung bedürfen. Das sind Schlüsse, welche sich sofort ergeben, wenn man über die Art nachdenkt, wie Gossen zur Position des Gleichgewichts in der individuellen Arbeit gelangt; oder auch, wie er das Schema seiner Analyse mit einer Wirklichkeitstreue aufgestellt hat, welche um so mehr Bewunderung verdient, wenn man den Weg zu ihm zurück über Demaria, Frisch und Launhardt nimmt.

<sup>16</sup> Vgl. Zeitschrift für Nationalökonomie, XII, 1949, S. 267 ff.

Die Kenntnis des *Lebens* Gossens (1810 bis 1858) wäre für uns von höchstem Interesse gewesen, da sie uns die Antriebskräfte seiner wissenschaftlichen Inspiration hätte erhellen können, aber man besitzt nur Mitteilungen konventioneller Art von geringer Bedeutung. Bekanntlich hat L. Walras biographische Informationen gegeben, welche noch aus erster Hand stammten, nämlich von späten Zeugen der Familie. Seitdem hat man nichts Wesentliches mehr in dieser Hinsicht erfahren. Die wenigen Wissenschaftler, welche an den Materialien interessiert waren, haben vergeblich auf das Erscheinen der „wesentlichen Funde“ K. Robert Blums gewartet, welche in der wahrscheinlich einzigen jemals gedruckten, kurzen Monographie versprochen worden waren: „Die subjektivistisch-psychologischen Wertlehren von ihren Anfängen bis auf Gossen“ (1934). Man wird auch nichts Besonderes finden in der Schrift „H. H. Gossen. Eine Untersuchung über die Entstehung seiner Lehre“<sup>17</sup>, ganz im Gegensatz zu den Erwartungen, welche der Titel des Buches wecken mag. Dasselbe kann man von dem vorerwähnten Druckwerkchen sagen. Es stellt eine lückenhafte Sammlung „psychologisch-subjektivistischer“ Bruchstücke dar. Nach der Absicht des Verfassers sollten diese Stücke das allmähliche Entstehen der neuen wirtschaftswissenschaftlichen Konzeption aus dem psychologischen Subjektivismus der philosophischen Strömungen Englands, Frankreichs, Deutschlands und auch ein wenig Italiens veranschaulichen. Eine im ganzen ideal angelegte Skizze, aber sehr schlecht mit Buchbelegen ausgestattet und vor allem als Interpretation im ganzen zweifelhaft.

Für die Neugierde bleibt eigentlich nur der Briefwechsel Kortums (des Neffen Gossens, welcher auch Walras Mitteilungen lieferte), aber nur nebensächliche Fragen und Details finden dabei eine Aufklärung.

Der Mangel an sicheren biographischen Daten hat die Spekulationen von Beyerhaus über Charakter und Weltanschauung Gossens befruchtet („Gossen und seine Zeit“, Zeitschrift für Volkswirtschaft und Sozialpolitik, V). Sie wurden ihrerseits das Material für eine authentische marxistische Exegese vom Standpunkt des historischen Materialismus durch Fritz Behrens<sup>18</sup>. Dieser Autor, welcher das vorletzte Buch über Gossen publiziert hat, läßt die bittere *Polemik* über den kapitalistischen Geist der Grenznutzentheorien wieder lebendig werden. Die Wechselfälle im Schicksal des Buches werden von Behrens als Ergebnis der Geschichte ausgelegt! Doch sie lassen sich auch, wie es oft geschehen ist, ganz ungezwungen aus der mangelnden Erfahrung des Verlegers erklären, aus der plumpen, emphatischen Wendung an das Publikum noch mehr als aus den stilistischen und analytischen Schwerfälligkeiten; aber insbesondere wohl aus der Tatsache, daß die Publikation außerhalb des Bereiches der akademischen Forschungen auf Kosten des Autors erfolgte, woraus sich alle jene praktischen Konsequenzen ergaben, vor allem, wenn der Kommissionsverlag für derartige Druckwerke nicht ausgestattet ist. Bei

<sup>17</sup> Die Information ist den „Ideal Foundations of Economic Thought“ von W. Stark, London: 1944, S. 151, entnommen.

<sup>18</sup> F. Behrens: Hermann Heinrich Gossen. Oder die Geburt der „wissenschaftlichen Apologetik“ des Kapitalismus. Leipzig: 1949. Der wissenschaftliche Wert dieser parteipolitisch orientierten Schrift ist ganz allgemein minimal.

Behrens läuft die ‚Auslegung‘ geradezu darauf hinaus, daß die Geschichte sich in den Wechselfällen des Schicksals des Buches illustriere! Eine Polemik von dieser Art, welche unbewußt (?) die marginalistischen Theorien lediglich nach der Methode des historischen Materialismus ‚bewertet‘ und zugleich eine Apologie der Wissenschaftlichkeit des Sozialismus bzw. des „wissenschaftlichen Sozialismus“ liefert, ist in fast allen Ländern mit entwickelter wirtschaftswissenschaftlicher Tradition, England ausgenommen, erwachsen. Aber England hatte eben schon den „Essay on Population“ von Malthus, worin es Thesen gab, die nach dem Maßstab der *Whigs* noch entschieden verwerflicher waren, als es die unpopulären und niemals zu popularisierenden Schemata der Grenznutzentheoretiker sein konnten. In den Vereinigten Staaten, wo das Marginalprinzip durch J. B. Clark, Fetter, Fisher, Taussig und andere, weniger Bedeutende Eingang fand, sollte es eine ähnliche Kritik von Seiten Veblens und seiner kleinen Schar von Gefolgsleuten erfahren<sup>19</sup>.

Die Thesen des Kreuzzuges gegen die Grenznutzenlehre sind bekannt. Diese Theorie rechtfertigte die Institution des Privateigentums, und zwar nicht nur als geschichtliche und damit eventuell einmal unaktuelle Erscheinung, sondern als notwendige Erscheinung. Hieraus ergebe sich eine „wissenschaftliche“ Verteidigung des *status quo*, welche das Prinzip der kapitalistischen Akkumulation in noch bedrückenderen Formen vorsehe. Ein anderer schwerer Vorwurf richtet sich gegen das Verkennen der „Gesellschaft“, soweit sie das *Medium* der Produktion und der wirtschaftlichen Beziehungen im allgemeinen sei. Zahlreiche Variationen dieser schweren Vorwürfe bilden das „Sündenregister“ der Grenznutzenlehre. Hier ist indessen nicht der Platz, sie zu erörtern. Es dürfte viel wertvoller sein, daran zu erinnern, daß man die Anklage der „Apologie“ auseinanderzusetzen unternahm und daß diese Darlegung eine genaue Analyse, theoretisch und prinzipiell, erfordert hätte. Das aber, was wirklich geschah, ist in seinem Ingrimme leider viel zu viel typische Dogmatik politisierender Färbung. Die Grenznutzentheoretiker ihrerseits haben sich entweder gar nicht um eine Antwort bemüht oder, wenn sie es taten, in so überlegener und feiner Weise reagiert, daß sie sich damit besonderen Ruhm schon zu ihrer Zeit sicherten. Es möge genügen, auf die „Positive Theorie des Capitales“ von Böhm-Bawerk hinzuweisen, welche mit den Begriffen reiner ökonomischer Logik die sanguinische marxistische Konstruktion mattgesetzt hat. Als eigene Antwort und zum Abschluß möchte ich nur an die Botschaft Einaudis beim Abschied von seiner Lehrtätigkeit erinnern<sup>20</sup>, welche Stellung und Verantwortung von Wirtschaftswissenschaft und Wirtschaftswissenschaftlern in der Gegenwart behandelt.

<sup>19</sup> „The Limitations of Marginal Utility“ und der Geist seines ganzen Werkes, insbesondere „The place of science in modern civilization and other essays“. New York: MCMXIX. (In dieser Sammlung findet man auch den angeführten Aufsatz.)

<sup>20</sup> L. Einaudi: *Scienza economica ed economisti nel momento presente*. Giornale degli Economisti, 1950, S. 1 ff. Vgl. auch L. Einaudi: *Wirtschaftswissenschaft und Wirtschaftswissenschaftler von heute*. Zeitschrift für Nationalökonomie, XIV, 1954, S. 189 ff.